

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 119.

Berlin, Dienstag den 5. Oktober

1847.

### Schweden.

#### Dem Andenken Geijers und Franzéns.

Schweden hat seine drei bedeutendsten Dichter jetzt verloren. Tegné, der voranging, sind in den letzten Monaten auch Geijer und Franzén gefolgt. Jenes haben diese Blätter nach seinem Tode schon gedacht; die beiden Anderen verdienen wohl ebenfalls einen Nachruf in denselben. Wenn wir aber ihr Bild uns noch einmal zurückführen wollen, so kann dies nicht charakteristischer und sprechender geschehen, als indem wir von dem Einen mittheilen, wie er selber seinen Eintritt ins Leben und das erste Entstehen seines Berufes zum Geschichtschreiber erzählt, und von dem Anderen die Grabinschrift, die er sich gleichsam selbst gesetzt hat.

Der Erstere, Geijer, ist in Deutschland weit bekannter, als Franzén. Seine Geschichte des schwedischen Volks ist deutsch übersetzt, eben so seine besten Gedichte: Mannheim, der letzte Kämpfe, der letzte Skald, der Dabalbonde, der Bifling u. s. w. Er war ein vielseitiger Literat, Historiker, Philosoph, Aesthetiker, Dichter, Tonsetzer und noch in seinen letzten Jahren ein politisches Haupt der liberalen Seite. Wie alle diese verschiedenen Anlagen frühzeitig bei ihm gekümmert sind und geübt wurden, davon hat er selbst eine Schilderung gegeben, über die ich keinen besseren Ausdruck weiß, als das einem wohl bei ihrem Lesen ums Herz werden muß. Sie ist entnommen aus einer kleinen nicht fortgesetzten Schrift, und sie möge überschrieben seyn:

#### Geijers Kindheits-Erinnerungen.

„Ich danke Gott für die besten Aeltern. Das Andenken an den glücklichen Fleck auf Erden, den ihre pflegende Hand geheiligt hat, liegt wie Sonnenschein in meiner Seele. Das ist die Freistätte in meinem tiefsten Innern, wo ich die Quelle der Jugend noch immer rauschen zu hören glaube. Was alles das Frühlingsgrün Saftiges hat, der Waldesschatten Erquickendes, die frische Welle Labendes, — der Duft von Fichtenreis und Blumen — Landluft, Morgenluft — alles das lebt noch in dieser Erinnerung und ist in ihr gegenwärtig, und Stadtleben, Stubenleben, Bücher unendlich, der ganze Staub der gelebten Heerstraße hat sie nicht auslöschen können. Sie quillt wieder aus dem Sande hervor, wie die Quelle in der Wüste. Ich trage sie mit mir umher und bin ein Jugendthor mit erbleichendem Haar.

Meine Heimat, Wermland, hat das Glückliche und Eigenthümliche, zum großen Theil noch immer ein neues Land zu seyn. Man sollte nicht glauben, daß es so lange her ist, seit Alos der Holzschneider dort zuerst die Art an die Waldeswurzel setzte. Das Land gehört zur Nordlandsnatur. Aus Gewässern und Gebirgen sieht man seinen Grundriß bestehen; langgestreckte Wasserbeden in den Thälern, von denen kleinere Seitenarme sich tief in den Bergen verlieren, dazwischen Waldung, in den Wäldern hin- und hergestreute kleinere Seen, Dörfer, Gebirgsweiden, einsame Fischerhäuser, Polzfällungen, Kohlenmeiler und grüne Stege, welche die Winterwege der Bauern bezeichnen. Im größten Theil des Landes hat erst das Eisen die Richtung gebrochen. Die Hammer klappern an den größeren und kleineren Wasserzügen. Da, wo ich geboren bin, waren an einem kleinen Bach, der aus einem Waldsee in die Klara-Elf fällt, drei Eisenwerke im Lauf einer Viertelmeile. Da giebt es ein frisches Leben im Winter. Eisenhammer und nordischer Winter gehören zu einander. Das ist ihre schöne Jahreszeit. Mitten im heißen Sommer sind die Söhne des Vulkan, wenn sie vor ihrem Heerde sitzen, ein trübseliger Anblick. Allein im Winter bieten sie und ihre Umgebung ein munteres Schauspiel der härtesten Arbeit dar. Diese Flammen aus tiefem Schnee heraus, das Wasser, das aus Pfeilern und Gewölben von Eis hervorstrahlt, die schweren, weiterschallenden Hammerschläge, welche in einer zur Ruhe gefrorenen Natur zeigen, daß der Mensch in ihr wach ist, und daß Sehnkraft und Schweiß sich in der Kälte und dem Schneetreiben rühren; Kohlen- und Eisenschürfer in langen Reihen, mit Reif in den Bärten; wiebernde Pferde mit Dampfswolken aus den Nasenlöchern; das Getümmel von Leuten und Arbeit, — das giebt ein Bild fürs Auge, ein Bild des Lebens! Wie manchen Tag hab' ich es geschaut, — mit Eines unter den Elstern, den Sperlingen und Kindern! — Wie manchen Abend habe ich die aus der Esse aufsteigenden Feuergarben betrachtet und die irrenden Funken verfolgt, bis sie im dunkeln Raume erloschen!

Gleichwohl bin ich in einem Winkel der Welt geboren. Es ist mit einer Art Heimatsholz, daß ich noch immer mich gern erinnere, wie kaum eine halbe

Viertelmeile von meiner Aeltern Wohnung der Weg geschlossen war. Es war für den, der bios im Wagen fahren will, das Ende der angebauten Menschheit.

Es ist sonderbar, nur den Eindruck eines vollkommenen Glückes aus den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit sich zu tragen, wo die Welt in ihren Grundvesten erschütterte, daß sie noch davon lebt. Man wußte davon nichts an dem genannten Ende der Welt, oder man betrachtete das Schauspiel, wie ich die Feuergarben in der Schmiede-Ofen. Krieg und Umwälzung in gehöriger Entfernung lassen sich genießen, wie ein Dessert zum Mittagmahl. Merkwürdig, was man dann aushalten kann. Man fühlt auch bei dem Erschrecklichsten bios einen Anlaß von Heldennuth. Wir ängstigten uns nicht. Die schönen Reden in der französischen National-Versammlung, so viel davon bis in unseren Wald wiederhallte, machten uns ein unendliches Vergnügen! An die Blutschenen glaubten wir nicht sehr, wie sollten sie mit in die neue Ordnung gehören, und ich erinnere mich noch, wie einer unserer ehrbaren Nachbarn von Robespierre (er war noch nicht Diktator) sprach, als von einem verfolgten Manne der Tugend, den man nicht in Frieden lasse. — Da kam über uns, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, Gustav des Dritten Ermordung. — Es steht vor mir, als wäre es gestern, — wie die furchtbare Neuigkeit uns bei Tische antraf — wie sich der erste Schrecken in Thränen Luft machte — wie wir uns weinend um unseres vortrefflichen Vaters Knie drängten, und wie er seine Augen und seine Hände zum Himmel erhob. Noch immer höre ich das tägliche Sterbeläuten.

Dennoch blieb das letzte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts für Schweden ein glückliches. Verschiedene äußere Anzeichen, daß die Zeit nicht zum friedlichen Genuße bestimmt war, würden freilich auch hier sich anführen lassen. Damals sah sie Niemand oder suchte sie zu vergessen. Es sind unter den politischen Wetterverändern nur wenige solche alte Lootsen, welche an Merkmalen, die der Menge entfallen, die nahenden Stürme voraussagen können. Im Allgemeinen verspürt man vor dem Ausbruch der gesellschaftlichen Erdbeben eine besondere Lustigkeit unter den Menschen. Bei der Menge ist dies gedankenloser Leichtsin, der Uebermuth des Friedens und der guten Tage. Manche scheinen sich auch ihre Furcht gleichsam fort zu singen. Eine genussreichere und fröhlichere Zeit, als die, welche der französischen Revolution voranging, hat es kaum je gegeben. Schweden genoß seiner Neutralität in dem großen Kampfe. Die Wunden des russischen Krieges wurden geheilt. An Geld war Ueberfluß — freilich Papiergeld — allein Ackerbau, Handel und Nahrung blühten. Das Eisen hatte vortrefflichen Abfuß. Wermland, welches durch dieses sein vornehmstes Erzeugniß in seinen Vermögensumständen den Beschelffällen des Handels unterworfen ist, hatte seit den sechziger Jahren keine jener finanziellen Niederlagen erfahren, die seitdem diese Provinz heimsuchen und seinen Grund und Boden in andere Hände bringen. — Mein Vater hatte aus einer solchen Niederlage das Haus seiner Väter wieder emporgerichtet. Man hatte jetzt zwar keinen Ueberfluß, aber Wohlstand, und ein solcher herrschte im Allgemeinen im Lande. Es gab keinen gastfreieren Ort, als meine Kindesheimat. Zu Weihnachten fuhr eine zahlreiche Jugend, zuweilen auf bloßen Kohlen Schlitten, in den Höfen der Nachbarschaft herum. Bei Tanz und Musik bin ich aufgewachsen. Wollte man auch sagen, daß es oft nur in wollenen Strümpfen herging. Denn ich bestane mich recht wohl, daß ich mich in solchen in der Tanzstunde zeigte, — sie waren von meiner Mutter Hand gestrickt, — dazu ein Beinleid von schwarzem Satin, für mich hergestellt, nachdem es einem anderen Geschlecht gehört hatte, und ein grünes Jäckchen von Bauerntuch mit stählernen Knöpfen. Indeß wurde ich kein schlechter Tänzer, und etwas besser ausgerüstet, machte ich einige Jahre nachher Aufsehen mit meinem Tanz am Faschingsmarkt. Auch fehlte es nicht an Uebung. Sobald junge Leute zusammen waren, stellte sie mein Vater zum Tanz; in der Herbstzeit fast an jedem Abend seine Kinder unter sich, mit dem Hauslehrer als Vortänzer; und seine eigene, große, ehrfürchtvolle Gestalt, zuweilen an der Freude der Jugend selbst theilnehmend, steht meiner Seele noch vor Augen. — Es waren dies keine geistlosen Vergnügungen. Ich habe die Welt gesehen, und ich denke jetzt mit Bewunderung an die echt menschliche Bildung zurück, die in diesem ländlichen Kreise lebte.

Unsere älteren guten Schriftsteller wurden dort außerordentlich in Ehren gehalten. Kein Fleck war noch auf den Glanz ihres Ansehens gekommen. Ich habe schon als Kind Gyllenborg's vortreffliche Habela, Utis und Camilla von Kreuz, Drenstjerna's Aerndten und seine Stunden des Tages, Kellgren's und Leopold's beste Gedichte mehr als einmal vorlesen, genießen und bewundern hören. Ein alter Freund des Hauses, der uns oft besuchte, war gewöhnlich Vorleser dabei. Eben diesen habe ich die Erzählungen von Marmon-

tel und Frau von Senlis aus dem Buch übersezen gehört. Die neueren fremden Sprachen blieben uns nicht unbekannt, während Latein und Griechisch für die Knaben zu Hause und in der Schule seinen gewöhnlichen Gang fortging. Meine Schwestern und deren jüngere Freundinnen wollten sich nie verstehen, nur ein Wort französisch zu plaudern, allein sie lasen französische Bücher. Später kam das Deutsche auf, nicht ohne manche Opposition. Doch was blieb uns übrig seit ein älterer Freund und Verwandter, ein Vater mit Töchtern, deren Besuch zu den Festen des Hauses gehörte, als gereifter Mann selbst die Sprache erlernte und es bald so weit darin brachte, daß er uns seine eigene Uebersetzung von Schillers Don Carlos vorlas. Ich denke noch, mit welchem Entzücken ich ihm zuhörte. Er wurde später mein Schwiegervater. Er spielte zugleich Violoncell, wie Niemand außer ihm in Schweden, eine der reichstbegabten Naturen, die ich jemals kennen gelernt habe. Sowohl ich, als meine Brüder, nahmen uns Frauen aus diesem Kreise von Verwandten und Spielschwestern. Wir haben keine Ursache gehabt, es zu bereuen.

Sollte ich nicht ein Wort von der vielen Musik sagen, die aus meiner Kindheit noch zu meinem Ohre klingt? — So nimm denn du meinen ersten Dank in dein Grab, meine gute, alte, halblaubige, geliebte Tante, die Schwester meiner Mutter, deren liebevoller Eifer meine Finger schon im Alter von sechs Jahren auf die Klaviertasten setzte und sich die Mühe nicht verbrießen ließ, obgleich es mir im Anfang so wenig munden wollte, daß ich zur Spielstunde meine Flucht durchs Fenster nahm. Was hab' ich dir nicht zu verdanken! Welche Wohlthat ist größer, als das Mittheilen einer edlen Kunst, die Duellen reichen Genusses fürs Leben! Auch du habe Dank, mein heimgegangener Wohlthäter, dem ich nicht blos die Bekanntschaft mit den Dichtern des Vaterlandes schulde, deren Worte ich so oft von deiner Stimme hörte, sondern auch, daß meine ersten Kindesversuche in der Tonkunst nicht fruchtlos blieben. Noch sehe ich dich die lange Strafe von der Kirche her gefahren kommen, mit deinem grauen Hut, und in der Chaise ein ganzes Kasten voll Musikalien. Es war dieses seltsamen Mannes Alterfreude, größte Musikstücke so einzurichten, daß sie von wenigen Händen ausgeführt werden konnten. Es müßte eine ganze musikalische Bibliothek von Piecen abgeben, die er z. B. nur für zwei Klaviere arrangirt hat, die einzigen Instrumente, die in unserem Hause zugänglich waren. Welche Menge Sachen habe ich nicht mit ihm im Verlaufe des Jahres auf diese Art durchgespielt! von Schobert und Boccherini bis zu Haydn und Mozart! — Es gab überdies zu jener Zeit eine Menge musikalischer Häuser in der Provinz, in welche dieser Freund auf seinen jährlichen Umreisen mich einführte. Als Knabe knüpfte ich durch die Musik Freundschaftsverbindungen, die durchs Leben ausgehalten haben. Zwei edle Frauenzimmer haben insonderheit aus jener Zeit einen Platz in meinem dankbaren Andenken, das nicht verlöschen soll. So hatte ich im Alter von sechzehn Jahren meine väterliche Gegend nicht verlassen und besaß doch schon eine wirkliche musikalische Bildung. — Schon damals trieb es mich, in Compositionen mich zu versuchen, ohne deren Regeln noch zu kennen.

Ich thue nun mit einemmal einen Sprung in das Jünglingsalter zu meiner ersten Schriftstellerschaft.

Ich war zwanzig Jahr und kam von der Universität heim. Es wurde beschlossen, daß ich mich in dem, was man eine Condition, eine Hauslehrerstelle nennt, versuchen sollte, wenn es seyn könne, in einem vornehmen Hause. Mein vorerwähnter väterlicher Freund, von dem besonders dieser Gedanke ausging, hatte einen Theil seiner Jugend in der großen Welt zugebracht. Er wurde aus ihr und von glänzenden Ausichten durch den Verlust des Vermögens seiner Aeltern und, wie ich Ursache zu glauben habe, durch die Folgen einer unglücklichen Liebe abberufen. Er schrieb an einen seiner Jugendfreunde und empfahl mich aufs beste. Des hochgestellten Mannes Antwort wurde mir mitgetheilt. Sie enthielt, daß man sich über mich in anderer Weise unterrichtet habe. Eine Erkundigung auf der Universität sey nicht zu meinem Vortheil ausgefallen. Ich sey ein Jüngling ohne Ausdauer und Fleiß. — Dies war meine erste Erfahrung, was guter Name und Ruf sagen will. Ich glaubte, die ganze Welt wies mit Fingern auf mich. Mein ganzes Wesen gerieth in Aufruhr, um diesen ungeahnten Ruhm wieder abzuschütteln und mir einen besseren zu erwerben. So griff ich zur Feder und schrieb das Ehrendenkmal Sten Sture des Aelteren, als Preisbewerbung der schwedischen Akademie, im Jahre 1803. Schüchtern und mit größter Gebemhaltung ging ich ans Werk. — Als jedoch der erste Gedanke bei mir entstanden war, wußte ich noch nicht einmal, welcher Gegenstand für das Jahr zur Aufgabe gestellt sey. Es sollte in der Post- und Reichs-Zeitung stehen, welche, nachdem sie die Kunde im Kirchspiel gemacht, im Pfarrhause zu bleiben pflegte. Eines Augustabends wanderte ich mit schwerem Kummer dorthin und begehrte unter einem Vorwand vom Vikar, nachsehen zu dürfen, was von Zeitungen des Jahres noch vorhanden sey. Er zog sie aus einer alten Eischlade hervor, wo unter Käserinden und Brodtkrumen ein Bund bald mehr, bald weniger vollständige Nummern lag, glücklicherweise darunter diejenige, welche ich suchte. Auf dem Heimwege erfuhr ich zum erstenmal, was das heißen will, mit einem schriftstellerischen Erzeugniß schwanger gehen. Das Zeitungsblatt wurde mir ordentlich schwer in der Tasche. Meine Gedanken waren vor mir wie in beständiger Flucht. Ich suchte sie zu ereilen, während meine Füße auf einer spät in der Nacht fortgesetzten Wanderung gegen Stod und Stein stießen. Ich konnte nicht schlafen. Am folgenden Tage schlug ich nach und las unter Angst und Seufzen in Dalin's schwedischer Geschichte, die sich defekt im Hause vorfand, was meinen Helden betraf. Das waren alle meine Duellen. Ich erinnere mich niemals, etwas so Unerdauliches gelesen zu haben, und gleichwohl sollte daraus der allerfeinste Extrakt einer dufenden

Beredtsamkeit gezogen werden. Das war eine Arbeit! Ich dachte, sie hätte dem alten Reichsvorstand im Grabe nicht Ruhe lassen müssen. Nachdem ich mit dem Stoff einigermaßen zurechtgefunden, war es eine nicht geringe Schwierigkeit, ihn aufs Papier zu bringen. Mein Vater war ein strenger Haushälter mit solchem. Ich muß bekennen, daß ich heimlich und unerlaubter Weise zugriff, was ich davon bedurfte. — Ich verbarg meinen Raub in einem alten leeren Wanduhrgehäuse; eben dahinein stieg auch das Ehrendenkmal Sten Sture's, je nachdem es fertig wurde, Bogen für Bogen. Das Geheimniß zu bewahren, war nicht leicht in einem Hause, wo Jeder gewohnt war, des Anderen Treiben zu wissen. Dennoch glückte es mir ohne Vertrauten, und eines schönen Abends senkte ich mit zitternder Hand und klopfendem Herzen meine Arbeit, reingeschrieben und geheftet, mit Umschlag und versiegelt zum letztenmal in das dunkle Verwahrniß, aus welchem sie mit der nächsten Morgenröthe per Post nach den Höhen des Parnassus abgeben sollte. — Sie konnte in unser Postbuch nicht eingeschrieben werden, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Ich bemächtigte mich deshalb, nachdem die Botenfrau des Abends fortgegangen war, heimlich des Schlüssels zu unserem Postfelleisen, ruberte einsam in der Frühe des folgenden Morgens über die Klara-Elf zum nächsten Posthose und erhielt mein Paket richtig eingeschrieben und abgefesdet. — Den Herbst verbrachte ich zu Hause.

Im Anfang des Monats Dezember fallen meine Augen auf eine Aufforderung in den Zeitungen an den Verfasser des Ehrendenkmals über Sten Sture den Aelteren, mit dem Wahlsprüche: non civium ardor prava jubentium etc., sich dem Secretair der schwedischen Akademie zu erkennen zu geben. Meine Schwester fragte mich, weshalb ich so roth im Gesicht beim Lesen des Zeitungsblattes würde. Unbekannt mit den akademischen Formen, wußte ich kaum, ob diese Aufforderung Gutes oder Schlimmes bedeute. Zwischen Beben und Hoffen beantwortete ich dieselbe. Am folgenden Posttage unterrichtete mich ein Brief vom Herrn Landshöfving Rosenstein, in Ausdrücken, deren Aufrichtigkeit und Wärme sein ganzes Benehmen späterhin gegen mich bewahrheitet hat, daß die schwedische Akademie mir ihren großen Preis zuerkannt habe. Ich stürzte mit dem offenen Briefe in der Hand in das Zimmer meiner Aeltern. Ihre Ueberraschung war groß und im Anfang stumm. Meine gute Mutter schloß mich an ihr Herz, meine Geschwister umarmten mich. Alle Freunde des Hauses jubilirten. Von meinem vorgedachten älteren Freund und Wohlthäter erzählte man mir, daß er beim Empfange der Nachricht eines Morgens sogleich frühzeitig zu seinen Brüdern (alten unverheirateten Offizieren, wie er selbst) hineingegangen sey, einen Stuhl auf den Tisch, sich selbst auf den Stuhl gesetzt und mit lauter Stimme meine Ehre verkündet habe. Von meinem Vater erinnere ich mich niemals, daß er mir geschmeichelt hätte. Unser Verhältnis zu ihm, wenn schon liebevoll, war doch allzusehr von tiefer Ersurcht durchdrungen, um vertraulich zu seyn. An diesem Tage, als wir uns einmal begegneten, streckte er seine Hand aus und drückte sie gegen meine Brust. Von allen Beweisen der Liebe, so wie auch von allen Belohnungen, hat mich keine so gerührt. Und noch heute kann ich nicht ohne Thränen daran denken.“

(Schluß folgt.)

## England.

### Die atmosphärischen Eisenbahnen in England und Frankreich.

(Fortsetzung.)

Man wird sich noch des Eindrucks erinnern, den im Jahre 1840 die erste Nachricht von der Durchführung des atmosphärischen Eisenbahnsystems in Wornwood-Scrubs hervorbrachte; kaum war das Lokomotivsystem in Frankreich bekannt geworden, als es schon wieder, wie es schien, durch ein anderes verdrängt werden sollte, dessen verschiedene Vorzüge, besonders in Rücksicht auf Sicherheit, man mit großer Begeisterung schilderte. Auch war es damals nicht mehr gestattet, diese wunderbare Erfindung mit Achselzucken als eine „bloße Theorie“ zu bezeichnen; denn der versuchsweise gebaute Schienenweg maß nicht weniger als 2400 Fuß Länge, und Herr Leffere, welcher den Proben beigewohnt, hatte darüber einen Bericht an die französische Verwaltungsbehörde gesandt. Vier Jahre später erfuhr man, daß ein noch bedeutenderer Versuch in Irland ausgeführt worden sey, weshalb der Minister der öffentlichen Arbeiten in Frankreich einen Brücken- und Straßen-Inspector dahin abgeschickt, mit dem Auftrage, eine Untersuchung darüber anzustellen, welchen Einfluß das atmosphärische System auf die künftige Entwicklung der Eisenbahnen haben könnte. Herr Mallet, so hieß der mit dieser Untersuchung beauftragte Ingenieur, gab in seinem bemerkenswerthen Bericht eine sehr detaillirte Beschreibung des Schienenweges von Kingston nach Dalkey und der damit gemachten Versuche und bezeichnete, nach einer Vergleichung der beiden Systeme, in Rücksicht auf die Betriebskosten und die Kosten für die erste Einrichtung derselben, die Art und Weise, welche er für die Anwendung des atmosphärischen Systems am geeignetsten hielt. Er gab zwar die Wichtigkeit der Einwürfe gegen das neue System zu, widerlegte sie aber mit einem Eifer, welcher ihn vielleicht als einen etwas zu parteiischen Anhänger desselben erscheinen läßt. „Bieten diese Einwürfe“ — sagte der geschickte Ingenieur — „unübersteigliche Hindernisse dar? Sind sie der Art, daß man durch sie genöthigt werden könnte, das atmosphärische System ganz aufzugeben? Ich glaube es nicht, und eben deshalb bringe ich auf einen Versuch. Wäre Alles in diesem System vollkommen und ohne Makel, so wäre ein Versuch unnöthig, und man hätte, des Erfolges gewiß, nur an die Ausführung im Großen zu denken. Aber trotz des großen Fortschritts, welchen die irländische Bahn zeigt, bleiben doch noch große Verbesserungen zu machen.“ Die Regierung

zeigte sich mit diesem Wunsche Mallet's einverstanden und legte den geschätzten Kammerern einen Entwurf vor, in dem sie die Summe von 1,800,000 Franken zum Bau einer atmosphärischen Eisenbahn verlangte. Das Gesetz ging durch, und eine Kabinettsordre vertraute der Eisenbahn-Gesellschaft der Bahn Paris-St.-Germain die Ausführung dieses Unternehmens an. Die ursprüngliche Linie, welche wegen der hohen Lage St. Germain's nur bis zur Gemeinde Pecq geführt worden war, wurde jetzt bis zum Reichthum der Stadt fortgesetzt. Die Stadt, welche in direkter Weise bei diesem Unternehmen interessirt war, fügte der obigen Summe noch 200,000 Fr. hinzu. Aber diese beiden Summen zusammen bildeten nur den dritten Theil der Kosten, deren man zu dem Bau der Bahn und den Versuchen darauf bedurfte.

Die beträchtliche Terrainerhebung, welche von Pecq bis zu der Spitze des Pügets, worauf St. Germain liegt, sich findet, hätte eine wirkliche Verlängerung des alten Schienenweges sehr schwierig gemacht, weshalb es vorzuziehen schien, diese Bahn ganz zu verlassen und die neue Bahn 4500 Fuß von der Ausweichstrecke von Pecq zu verlegen. Das atmosphärische System wird zwischen Nanterre bis St. Germain, d. h. auf einer Strecke von etwa 1½ deutscher Meilen, in Anwendung kommen. Nur durch die seitens der Eisenguß- und Schmiedewerkstätten in die regelmäßige Lieferung der Röhren zur Construction der Treibcylinder gebrachte Verzögerung fand sich bisher die Gesellschaft verhindert, die neue Bahn ihrer ganzen Ausdehnung nach dem öffentlichen Verkehr zu überlassen, da ihre sonstigen Arbeiten sämmtlich vollendet sind. Gleichwohl ist die Gesellschaft entschlossen, noch eine andere Theilstrecke, nämlich die zwischen St. Germain und der Brücke von Montesson im Besineter Walde gelegene, zu eröffnen; ein Entschluß, der sehr verständlich ist, da die Strecke von 6600 Fuß, auf der die Röhren bereits gelegt sind, völlig geeignet ist, dem sachkundigen Publikum das neue System unter allen den Gesichtspunkten zu zeigen, welche für die Beurtheilung desselben eben so interessant als wichtig sind. Von Nanterre bis zur Montesson'schen Brücke ist die Lage der Schienen fast horizontal, so daß also auf diesem Theil durch die Anwendung des Systems keine andere Erfahrungen zu erwarten sind, als sie schon in England gemacht wurden. Anders verhält es sich mit der Strecke von der erwähnten Brücke bis St. Germain, auf welcher theils die wachsende Böschung, die allmählig so stark wird, daß sie durch eine gewöhnliche Lokomotive gar nicht mehr zu überwinden ist, theils die Anwendung eines Treibcylinders von sehr großen Dimensionen zwei Thatsachen abgeben, die bisher noch nicht erprobt worden sind. Außerdem finden sich auf dieser Strecke sehr merkwürdige und wichtige Werke, nämlich eine Brücke über die Seine, deren sechs Bögen an dem Orte, wo die Insel Corbière den Fluß in zwei Arme theilt, jeder eine Breite von 96 Fuß haben; ferner ein schöner Viadukt, auf einem Terrain ausgeführt, dessen Grund wegen seiner sumpfigen Beschaffenheit dem Bau unermeßliche Hindernisse in den Weg legte; endlich ein 915 Fuß unter der Terrasse von St. Germain fortgehender Tunnel, dessen Durchstichung gleichfalls mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen ist. Nach diesen Bauten kommt ein Durchbau in dem Walde und ein kleiner Tunnel von 285 Fuß, welche beide einen Kreisbogen bilden, dessen Radius nicht 1200 Fuß beträgt, sodann der Ladeplatz, in dessen Nähe sich das Gebäude befindet, worin die pneumatischen Maschinen enthalten sind. Was den Längendurchschnitt der Bahn betrifft, so beginnt die fortwährend wachsende Erhebung derselben kurz vor der Brücke, erreicht auf der Mitte der letzteren  $0,020 : 1$ , am Ende des Viadukts  $0,035 : 1$ , ein Verhältnis, das auf einer Strecke von 3000 Fuß unverändert bleibt, bis zum Anfang der Ausweichungsschienen, wo sie nur noch eine Kleinigkeit zunimmt, um bei den Ausgangsälten des Eisenbahnhofs mit der Bahn selbst zu endigen.

Nachdem wir so das Prinzip auseinandergesetzt und einen gewissermaßen historischen Abriss der vermittelt der Luftverdünnung bewirkten Lokomotive gegeben, so bleibt uns, da dies System jetzt in Frankreich der öffentlichen Benutzung anheimgegeben ist, nur noch die Aufgabe, einige genauere Bemerkungen über die Einrichtung und die Erfordernisse dieses neuen Transportmittels zu machen, wobei wir die Construction des St. Germain'schen Schienenweges zum Muster nehmen.

Da die Längenventile von den in Irland zur Anwendung gekommenen nicht verschieden sind, so ist in dieser Beziehung zu dem, was wir oben über die Erfindung Clegg's und der Gebrüder Samuda gesagt, nichts hinzuzufügen; weshalb wir sogleich zur Beschreibung des Treibcylinders übergehen können. Die Dimensionen desselben sind nach der Stärke der Böschung berechnet, welche man im Durchschnitt auf  $0,025 : 1$  veranschlagt hat. Man mußte auch, unter der Voraussetzung einer durchschnittlichen Schnelligkeit von 7—8 Meilen in der Stunde bei einem Zuge im Gewicht von 35 Tonnen, auf den Grad der Luftverdünnung, der hier auf ein Drittel der Dichtigkeit der gewöhnlichen atmosphärischen Luft festgestellt wurde, so wie auf die Reibung, Rücksicht nehmen, welche durch den Treibkolben und die Ventillappen hervorgerufen werden; hierüber existiren bereits direkte Angaben.

Die atmosphärische Eisenbahn von Nanterre bis St. Germain, die theilweise bereits dem allgemeinen Verkehr überlassen ist, soll, wie schon erwähnt, auf der alten Bahn bis zu einer geringen Entfernung von Pecq fortgehen, von hier beginnt eine Zweigbahn, die den merkwürdigsten Theil der Bahn bildet. Auf der ganzen Strecke dieser Nebenbahn, in einer Länge von 10,200 Fuß, hat der Treibcylinder einen inneren Quer-Durchmesser von 1 Ruthe 10 Fuß 7 Zoll; wogegen auf der 15,600 Fuß langen Strecke zwischen dem Anfang dieser Nebenbahn und Nanterre der Treibcylinder gleich dem zu Dalkey nur 1 Ruthe 1 Fuß 8 Zoll im Innern mißt. Dieser Cylinder besteht aus 850 größeren, 245 Pfund auf je drei Fuß wiegenden und 1800 kleineren Theilen, die nur 100 Pfund auf drei Fuß Länge schwer sind. Beide Arten kosten durchschnittlich auf jede 30 Pfund circa 7 Tplr. 20 Sgr. Sie haben alle dieselbe

Form, ausgenommen die an den Enden befindlichen, welche trichterförmig sich erweitern, um die Einsetzung des Treibkolbens zu erleichtern. Sie können entweder „offen“ gegossen werden, d. h. so, daß die für die Ventile bestimmten Längeneinschnitte gleich beim Guß durch eine entsprechende Construction der Form hervorgebracht werden, so daß sie nachher nur geglättet und regulirt zu werden brauchen, oder aber in ununterbrochener voller Rundung, in welchem Falle dann die Längeneinschnitte erst nach dem Guß durch eine Schneidemaschine bewirkt werden. Sie werden an den Enden in einander gefügt, die Fugen verklebt und sie selbst durch starke Klammern an einander befestigt, auch im Innern reichlich ausgeschmiert. Große Sorgfalt wird besonders bei ihrer Legung angewandt.

Der Treibcylinder ist an beiden Enden durch zwei Ventile verschlossen, die den Namen Eingangs- und Ausgangsventil haben und sich durch das Zusammenwirken des atmosphärischen Luftdrucks und eines scharfsinnig konstruirten Mechanismus in einer Weise, wodurch das Eindringen der äußeren Luft verhindert wird, auszeichnen. Da zu St. Germain der Treibcylinder nur immer in einer Richtung durchlaufen wird, nämlich in der der Aufsteigung, so sind diese einfachen Ventile hinreichend; aber für den gewöhnlichsten Fall muß jedes Ende des Cylinders mit einem doppelten Ventil versehen sein, nämlich mit einem Ausgangs- und mit einem Eingangsventil, oder, wie in England, mit einem Doppelventil, d. h. mit einem Ventil, das diese beiden Functionen zu verrichten im Stande ist. Der Treibkolben, übrigens ein völlig sekundäres Organ, besteht wesentlich aus drei an demselben Schaft befindlichen Stücken: dem eigentlichen Kolben, einem aus Holz oder Metall gearbeiteten nach beiden Enden hin kegelförmig auslaufenden Cylinder; dem an dem hinteren Ende des Kolbens befindlichen und sich über den Längeneinschnitt des Treibcylinders hinaus erhebenden Schaft, durch den die Verbindung mit dem ersten Wagon des Zuges hergestellt wird; endlich aus dem hinter diesem Schaft innerhalb des Cylinders an den Treibkolben befestigten Schwanz aus Holz, der nur zur Bewahrung des Gleichgewichts dient. Dieser ganze Ziehungsapparat ist übrigens mit dem Leitwagen \*) nicht unmittelbar verbunden, sondern wird durch einen kleinen, von dem bezeichneten Wagon gänzlich verschiedenen, aber an ihm während der Fahrt durch Ketten befestigten Karren getragen. Diese Einrichtung erleichtert auf der Bahn von St. Germain unter Anderem den Uebergang von dem kleineren zum größeren Treibcylinder, oder umgekehrt. Vielleicht wird man auch einen Versuch mit dem sogenannten Expansionskolben anstellen, dessen wesentlichster Nutzen darin besteht, daß er nach Belieben — in der Weise eines Regenschirms — erweitert oder verengt werden kann, so daß ein- und derselbe Kolben für Cylinders von der verschiedensten Dimension passend gemacht zu werden vermag; eine bis jetzt noch schwebende Frage.

Man kann jetzt leicht begreifen, auf welche Weise die Fahrt von der Montesson'schen Brücke bis St. Germain vermittelt der atmosphärischen Eisenbahn bewerkstelligt wird. Der Leitwagen, an den Treibkolben befestigt, erwartet den durch eine Lokomotive von Paris nach dem Besineter Walde geschafften Zug; das Eintrittsventil ist hinter dem Kolben geschlossen, so daß die äußere Luft demselben keinen Druck, d. h. keine Bewegung, mittheilen kann. Sobald der Zug an der Montesson'schen Station angelangt ist, hält er an, und die Lokomotive begiebt sich vermittelt zweier Kreuzbahnen und einer Seitenbahn hinter den Zug, um diesen bis zu dem Leitwagen zu schieben, an den er sodann befestigt wird. Alsobald wird durch den elektrischen Telegraphen das Signal gegeben, um die Luftpumpen zu St. Germain in Arbeit zu setzen. Jetzt wird das Eintrittsventil geöffnet, der Zug setzt sich in Bewegung und langt nach einer Fahrt von 3½ Minuten in St. Germain an. Für die Rückfahrt bedient man sich nur der natürlichen Schwere des Zuges, indem man denselben vermittelt eines auf einer Winde aufgerollten und durch eine Luftpumpe angezogenen Taues bis zu dem horizontalen Ruheplatz des Bahnhofs bringt, von wo er auf einer Nebenbahn zurück bis zum Rande der Senkung geführt und sodann sich selbst überlassen wird. Hier ist dann kein anderes Manöver vonnöthen als ein öfteres Bremsen, um die zu große Geschwindigkeit der Fahrt zu mäßigen. Im Augenblicke der Ankunft an der Station von Besinet wird der Leitwagen vom Zuge losgekettet und letzterer an die schon wartende Lokomotive befestigt, die ihn sofort nach Paris bringt.

Die Art und Weise, in der man von St. Germain nach dem Besinet abwärts fährt und die auch in Dalkey angewandt wird, verdient insofern eine besondere Aufmerksamkeit, als sie einen der Hauptvorteile des atmosphärischen Systems enthält. In der That ist mit einer solchen Fahrt gar keine Ausgabe verbunden, und was die große Gefahr im Fall einer Beschädigung des Brems-Apparats betrifft, so dürfte es nicht schwer seyn, die Möglichkeit eines solchen Ereignisses durch die Abwechselung von Steigungen und Horizontalebene, welche auf der Bahn anzubringen wären, zu heben. Eine Vorrichtung der Art würde allerdings nur auf solchen Bahnen anzubringen seyn, die ausschließlich für atmosphärische Lokomotiven bestimmt sind, da durch solche Abwechselung von schrägen und horizontalen Ebenen die Reibung der ersteren noch stärker werden müßte, so daß sie von Dampflokomotiven gar nicht zu überwinden wäre. Ein zweiter hiermit verbundener Vortheil, den das atmosphärische System gewährt, besteht in der Ersparung eines großen Theils der Kosten für Planirung des Bodens, d. h. für Ausfüllung von Vertiefungen und Abtragung niedriger Erhöhungen, ferner für Viadukte und Tunnel u. s. f. Indessen hat man sich über die Bestimmung des Maximums der Senkung oder

\*) Im Französischen wagon conducteur. Es ist dies der erste Wagon, auf dem die zu verschiedenen Manövern, besonders zum Bremsen, dienenden Seile und ein Barometer befindlich sind, das durch die vermittelt des Treibkolbens mit dem Innern des Cylinders hergestellte Verbindung jeden Augenblick den Grad der Luftverdünnung anzuzeigen im Stande ist.

Steigung einer Bahn in Frankreich lange in einem Irrthum befunden, indem man es aus übergrößer Vorsicht viel zu niedrig bestimmte. Die Senkung von 0,001 : 1, welche auf der Bahn bei Esampes auf der Orleanser Bahn sich findet, wurde lange Zeit als dasjenige Maß betrachtet, das man für gewöhnlich nicht überschreiten könne. Später ist man schon zu 0,011 : 1 auf der Eisenbahn von Seaur fortgegangen; und täglich hat man die Lokomotive „Hercule“, die übrigens für den Fall eintretender Hindernisse im atmosphärischen System gebaut wurde, zu dem Plateau von St. Germain aufsteigen lassen, was sie mit der größten Leichtigkeit verrichtet. Diese Thatsache ist in Rücksicht auf die späteren praktischen Folgen, welche man daraus unter Umständen ziehen kann, äußerst wichtig.

Auch das atmosphärische System hat übrigens in der praktischen Ausführung seine Grenzen, die man nicht überschreiten kann, wenn man auch dem Treibcylinder kolossale Dimensionen geben will. Denn wenn ein gewöhnlicher Kolben fließt, und selbst in senkrechter Richtung, in dem Treibcylinder aufwärts getrieben wird, so verhält es sich doch ganz anders, sobald das Gewicht desselben durch die Anhängung eines, wenn auch nur kleinen Zuges vergrößert wird. Gleichwohl wird auf einer atmosphärischen Eisenbahn immer noch eine Neigung statthaben können, welche für die Dampf-Lokomotive ein direktes Hinderniß wäre. (Schluß folgt.)

## Norwegen.

### Der St. Olaf's-Orden in Norwegen.

Es ist bekannt, mit welcher Eifersucht das norwegische Volk die Rechte zu behaupten sucht, welche ihm seine Constitution verliehen hat. Zwar ist der oppositionelle Geist, welcher die früheren Storchings auszeichnet, allmählig weniger stark hervorgetreten, und das Vertrauen, welches sich der kräftige, vollstämmliche König Oskar zu erwerben wußte, hat sogar eine Harmonie der beiden Nationen über die wichtigsten Angelegenheiten herbeigeführt, welche das skandinavische Reich zu einer immer selbständigeren Macht des Nordens zu erheben verspricht. Wie sehr sich aber diejenigen täuschen möchten, welche jenes Vertrauen der norwegischen Nation für Schwäche, ihre Nachgiebigkeit für stumpfe Gleichgültigkeit halten wollten, beweist folgender Fall:

Durch Resolution vom 21. August d. J. stiftete der König Oskar den St. Olaf's-Orden für das Königreich Norwegen, den ersten Ritterorden dieses Landes. Wenn man weiß, wie ungern bisher die freireihsliebenden Norweger\*) die, namentlich in Karl Johann's ersten Regierungsjahren, so oft geschehene Ertheilung schwedischer Orden an Norweger, welche sich um Norwegen Verdienste erworben hatten, sahen; wenn man weiß, wie sich sogar laute Stimmen erhoben, welche in diesem Verfahren eine offenbare Nichtachtung des Grundgesetzes und eine Kränkung der Nationalität und Selbständigkeit des norwegischen Volks erblickten, so sollte man erwarten, daß die Errichtung eines nationalen Ordens nur mit allgemeiner Freude begrüßt werden würde. Allein das Gegentheil hiervon ist erfolgt. In einem der verbreitetsten norwegischen Blätter, dem Morgenblad, erhob sich schon wenige Tage nachher eine „Stimme aus dem Dpland“, welche sich in den stärksten Ausdrücken gegen das königliche Geschenk erklärt. Nach einer Einleitung, worin gegen das Ordenswesen überhaupt zu Felde gezogen wird, wird die gedachte königliche Resolution einer strengen Kritik unterworfen. An ihr wird zuerst die Form getadelt und dann die bittere Bemerkung gemacht, daß man bei der neuen Einrichtung so große Eil gehabt habe, um nicht einmal das Urtheil des nächsten Storchings hierüber abzuwarten, daß „die Regierung durch einen königlichen Federstrich die Sache entscheiden lasse.“

Wenn die königliche Resolution die nähere Bestimmung enthält, daß 1) ein Staatsmann für Staatsdienste, 2) ein Soldat für militärische Verdienste u. s. w. belohnt werden soll, so findet „die Stimme“ hierin nichts als unbestimmte Redensarten, welche mit demjenigen Paragraphen der Verfassung in Widerspruch ständen, wonach bei einer Ordensverleihung so ausgezeichnete Verdienste in Betracht kommen müßten, daß sie der Nation könnten vorgestelt werden und man der allgemeinen Anerkennung hierbei gewiß wäre.

Auch daß der neue Orden nach dem Könige Olaf benannt werde, welchen die königliche Resolution den zweiten Stifter des Reichs nennt, der zu seiner Zeit Norwegen von fremder Gewalt befreit habe, findet die „Stimme aus dem Dpland“ sehr unpassend. Die Regierung dieses tyrannischen Königs führte, wie sie meint, nur zur größten Schande und Demüthigung der Nation, und „ein solcher soll als der zweite Stifter des Reichs betrachtet werden!“

Indem aber der Gegner jener neuen Schöpfung in seinem Eifer so weit geht, an der Bezeichnung „Sankt Olaf“ den größten Anstoß zu nehmen, und hierbei unter Anderem die Frage aufwirft, ob man etwa gar die Norweger wieder katholisch machen wolle, giebt er natürlich dem Verteidiger des neuen Ordens, der sich in einer der nächsten Nummern desselben Blattes gegen ihn erhebt, selbst die Waffen gegen sich in die Hand. Nachdem sich letzterer weitläufig darüber vorbereitet hat, wie eine gar nicht oberflächliche Kenntniß der norwegischen Geschichte ein Gemeingut der Nation sey, wie aber doch, trotz-

dem, daß die gelehrten Geschichtsforscher der Universität zu Christiania das Licht ihres Geistes selbst in die unteren Stände der Nation dringen ließen, noch über manchen wichtigen Punkt der Geschichte die größten Vorurtheile herrschten: übernimmt er es, den König Olaf Haraldsson, der Heilige genannt, gegen jeden Tadel zu rechtfertigen. Er erklärt dessen Grausamkeiten aus dem Geiste seiner Zeit und spendet ihm, als dem unermüdelichen Verbreiter des christlichen Glaubens, das ungetheilteste Lob. Was die Bezeichnung „Sankt“ betrifft, so findet er es, und gewiß mit Recht, sehr lächerlich, daran Anstoß zu nehmen. „Es giebt“, sagt er unter Anderem, „mehrere Olafs, unter denen Olaf Haraldsson allgemein durch den Beinamen „der Heilige“ von den anderen unterschieden wird. Das Volk spricht noch heute von „Olaf's Gang, Olaf's Quelle“: kommt aber darum Jemand auf den Gedanken, diese Bezeichnungen könnten das Volk wieder katholisch machen? Als der König von Preußen den St. Johanniter-Orden stiftete (oder auf seine Staaten übertrug), hat da das preussische Volk eine katholifirende Tendenz seines Königs darin erkannt!“

## Mannigfaltiges.

— Neander's Kirchengeschichte. Nachdem in England bereits mehrere Versionen von Neander's Geschichte der christlichen Religion und Kirche erschienen, ist kürzlich auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine englische Uebersetzung dieses Werkes herausgegeben worden. Herr J. Torrey, der Uebersetzer, hat dabei die vom Verfasser vervollständigte und verbesserte zweite Auflage des Originals benutzt und natürlich auch die Widmung dieser neuen Auflage „an J. von Schelling, den Philosophen“ mit übersezt. Das englische Athenaeum erblickt in dieser in England nicht leicht vorkommenden Widmung eines theologischen Werkes an einen Philosophen „ein außerordentliches Beispiel von Freimüthigkeit, das hoffentlich auch bei anderen Theologen Nachahmung finden wird.“

— Leibniz und Landgraf Ernst. Zu den interessanteren Erscheinungen der neuesten Literatur gehört wohl der bisher ungedruckte Briefwechsel zwischen Leibniz und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, den der kurfürst. hessische Historiograph Chr. v. Rommel so eben herausgegeben\*). Landgraf Ernst (geb. 1623, gest. 1693), obgleich der Sohn des gelehrten, durch seinen Eifer für den Protestantismus, so wie durch seine Verbindungen mit Heinrich IV. von Frankreich, berühmten Landgrafen Moriz\*\*), war eifriger Katholik und stand, wie auch Leibniz über ihn berichtet, durch seinen weit ausgebreiteten Briefwechsel in lebhafter Verbindung mit den Jesuiten, Jansenisten und anderen Kirchenmännern in Rom, Frankreich u. s. w. In einer Korrespondenz mit reformirten Geistlichen in Frankreich hatte er früher bereits seinen Uebertritt zur katholischen Kirche zu rechtfertigen gesucht: in seinem Briefwechsel mit Leibniz aber, der im J. 1680 begann und erst mit dem Tode des Landgrafen endigte, bemühte er sich, den großen Philosophen, der die damals viel verbreitete Idee einer Vereinigung der verschiedenen christlichen Bekenntnisse auch seinerseits mit Eifer ergriffen hatte, ebenfalls zum Uebertritt zu bewegen. Schon Herr hat in seiner, bei Gelegenheit der zweihundertjährigen Jubelfeier des Leibniz'schen Geburtstages gehaltenen, akademischen Rede „über Leibniz's kirchliches Glaubensbekenntniß“ das Unbegründete der von einigen Katholiken in neuerer Zeit aufgestellten Behauptung nachgewiesen, daß Leibniz insgeheim der röm. Kirche angehört; noch klarer aber werden des großen Denkers religiöse Grundsätze, so wie seine Ansichten über die wohlthätigen Folgen, die er sich von einer in seinem Sinne statfindenden Union versprach, aus dem nunmehr veröffentlichten Briefwechsel, den Herr v. Rommel zum Theil aus den Archiven der mit dem letzten Landgrafen von Hessen-Rotenburg ausgestorbenen, vom Landgrafen Ernst abstammenden Nebenlinie des Kurhauses und zum Theil aus den reichen Leibniz-Manuskripten der Bibliotheken in Hannover und in Kassel zusammengestellt hat. Verbunden sind damit drei beinahe den ganzen ersten Band füllende Abhandlungen des Herausgebers 1) über den Landgrafen Ernst, 2) über Leibniz als Weltweisen, so wie über seine religiösen und theologischen Ansichten, und 3) über den großen Unionsversuch, so wie über Leibniz's Anteil an demselben, die zum Verständniß des Briefwechsels und der Zeit, in welcher Leibniz gelebt, sehr interessante Beiträge sind. Die Briefe selbst, sämmtlich in französischer Sprache und mit ihrer ursprünglichen Orthographie abgedruckt, rühren nur zum geringeren Theile vom Landgrafen, zum bei weitem größeren dagegen von Leibniz her und sind zusammen 117 an der Zahl, von denen nur einige wenige einmal im vorigen Jahrhundert in Böhmer's „Magazin für Kirchengeschichte“ gedruckt erschienen sind.

\*) Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Ein ungedruckter Briefwechsel über religiöse und politische Gegenstände. Mit einer ausführlichen Einleitung und mit Anmerkungen herausgegeben von Chr. v. Rommel. Zwei Bände. Frankfurt a. M. 1847.

\*\*) Die Korrespondenz dieses Landgrafen mit dem Könige Heinrich IV. hat Herr v. Rommel bekanntlich ebenfalls (wie auch im Magazin von 1840 berichtet wurde) herausgegeben.

\*) Für die Norweger ist Oskar König von Norwegen und Schweden, und es wird keine seiner Verordnungen in ihrem Lande publizirt, worin Schweden die erste Stelle des Titels einnimmt.